



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Buchheim, Karl: Mehr politische Klarheit!

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

austropolnische Lösung würde niemandem von den Beteiligten und nur Ungarn in dem oben gekennzeichneten bescheidenen Rahmen etwas nützen, alle würden leiden: Oesterreich durch die Komplizierung der inneren Verhältnisse und Gefährdung der Monarchie, Deutschland durch die Notwendigkeit, weitere Polen in seine Grenzen aufnehmen zu müssen und durch allerdings noch erträgliche geschäftliche Verluste, beide durch den notwendigerweise folgenden Zusammenbruch des Bündnisses; die Polen aber würden in ihrem Streben zur Einigung mindestens um ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen. Und darüber sollten sie sich im klaren sein: ihr Traum, Litauen zu besitzen, wäre ausgeträumt, — Bjalystok und Wilna würden eher russisch als polnisch werden!



Mehr politische Klarheit!

Von Dr. Karl Buchheim



uch am Beginn des fünften Kriegsjahres ist Unklarheit des politischen Willens ein Faktor deutscher Schwäche. Ich will nicht der Regierung allein die Schuld aufbürden und nicht bezweifeln, daß sie mehr erstrebt, als die bloße Wiederherstellung eines politischen Zustandes von der Art, wie er vor dem Kriege war. Aber es wäre hohe Zeit, daß sie weitere Volkstreue mit ihren Zielen bekannt machte und auch innere Kämpfe nicht scheute, um für sie zu werben. Wir haben jahrelang so zu sagen im Dunkeln gekochten. Abwehr war der einzige Gedanke. Solche Folgsamkeit des Volkes, die keine Frage auf die Lippen kommen läßt, erleichtert natürlich den leitenden Männern ihre Arbeit sehr. Sie behalten alle Trümpfe in der Hand, legen sich auf nichts fest und bleiben also immer in der glücklichen Lage, sagen zu können: was wir wirklich wollten, haben wir erreicht, und was wir nicht erreicht haben, das haben wir nicht ernstlich gewollt. So gut sind heute noch manchmal die militärischen Stellen daran, weil es in der Natur der Sache liegt, daß die wirklichen militärischen Ziele immer Geheimnis bleiben. Der Führer selber ist also häufig auch der einzige kompetente Beurteiler, der uns sagen kann, ob die Ziele erreicht worden sind. Anders ergeht es der politischen Leitung. In der vaterländischen Begeisterung der ersten Kriegszeit beruhigte sich das Volk bei der Aufgabe, alles Sinnen und Trachten auf den Krieg selber zu richten, die Bestimmung der Kriegsziele aber der Weisheit der Regierung zu überlassen. Doch je länger der Kampf dauerte, und je größer seine Opfer wurden, desto stärker drängte das Volk, zu erfahren, worum es kämpfte und wofür es Opfer brächte. Die Regierung versuchte es bei der alten Übung zu lassen, um den Maßstab für ihre Erfolge oder Mißerfolge selber in der Hand zu behalten. Aber auf politischem Gebiete ist dieses Verfahren nicht in gleicher Weise in der Natur der Sache begründet wie auf militärischem. Da politisch jedem Staatsbürger ein gewisses Maß von Mitbestimmungsrecht zusteht, so schufen sich die Parteien im Volke selber Kriegsziele und begannen nach diesen verschiedenen Maßstäben über den Erfolg oder Mißerfolg der politischen Leitung zu urteilen. Daß diese Kritik nicht überall gerecht war, ist sicherlich zuzugeben. Von den Erfolgen des Heeres oder meinetwegen auch der Kriegsschemie weiß jeder, daß man nur auf Grund genauesten Fachwissens über sie urteilen kann, und keiner maßt sich so leicht dieses Fachwissen an. Wie wenig Leute aber kommen in der Politik auch nur zu der Erkenntnis, die dem Erwerb wirklicher Fähigkeiten stets vorausgehen muß: daß man von Haus aus immer Dilettant ist! Man kann also anerkennen,

daß die politische Führung es im ganzen schwerer hat, allgemeinen Beifall zu erringen, als die militärische, und sollte sich nie verleiten lassen, Licht und Schatten allzu einseitig zu verteilen.

Eine gerechte Würdigung wird unsere politische Führung gewiß nicht für so unfähig erklären, wie sie manchmal hingestellt worden ist, um so weniger ihr aber den Vorwurf ersparen, daß sie dem Volke jede wirkliche Klarheit darüber, was in diesem Kriege erreicht werden soll, vorenthalten hat. Man erfährt von militärischen, von wirtschaftlichen Zielen, aber das politische Dratfel schweigt sich aus. Uns fehlte jedes politische Programm, als dieser Krieg begann. In unsere Welt- und Kolonialpolitik waren wir aus wirtschaftlichen Gründen eingetreten. Unser Fleiß wollte sich in allen Erdteilen tummeln, und wenn man hört, was unsere Regierung an Wünschen für die Zukunft laut werden läßt, so kommt das im wesentlichen auf Wiederherstellung der alten wirtschaftlichen Betätigungsmöglichkeiten hinaus. Die Welt hat sich aber verwandelt und wird ihr altes Gesicht nicht wieder bekommen. Könnte man die weltwirtschaftlichen Verhältnisse der Vergangenheit einfach wiederherstellen, so würden ja auch nur die Voraussetzungen für die weltpolitische Katastrophe erneuert, die wir jetzt durchleben. England erstrebt demgegenüber eine politische Neuordnung der Welt durch einen Völkerbund unter Führung der angelsächsischen Nationen. Das ist ein großer politischer Gedanke, dem wir noch nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen gewußt haben. Immer wieder versteht es England, die Werkkräfte des politischen Internationalismus in seinen Dienst zu stellen. Wir Deutschen dagegen können so wenig politisch klar sehen, daß wir diese lebendigen Kräfte gewöhnlich gar nicht ernst nehmen, sondern meinen, wir befänden uns noch in der Maienblüte des kleindeutschen nationalen Staatsgedankens und alle internationalen Organisationsbestrebungen seien eitel Humbug und Phrase. Gerade die wohlmeinendsten und gebildetsten Patrioten glauben oft, über den nationalen Staat hinaus gäbe es keine politischen Werte, und der Internationalismus sei politisch anrüchig. Dabei übersehen wir aber ganz, daß die Weltgeschichte mehr und mehr in das Stadium eintritt, wo man daran geht, auch übernationale Menschheitskomplexe politisch zu organisieren. In der Zeit der Bildung der Nationalstaaten kamen wir schon beinahe zu spät. Nachdem wir aber unter Aufgebot aller Kräfte gerade noch rechtzeitig mit einem fertigen Nationalstaat in die moderne weltpolitische Epoche eingetreten sind, dürfen wir uns nicht wieder in Gefahr begeben, das Einlaufen in die politischen Strömungen der neuen Geschichtsperiode zu verpassen. Wir sind heute, was zu den Zeiten Napoleons Frankreich werden wollte: der Anwalt Europas gegen die Weltmacht der überseeisch gewordenen Angelsachsen. Aber wie selten unternimmt es unsere Regierung, Klarheit über diese große politische Aufgabe ins Volk und unter die Neutralen zu tragen! Wie unentwickelt ist noch unser europäisches Gefühl, wie unklar unser Bewußtsein, daß wir nicht nur einen deutschen, sondern auch einen europäischen Kampf führen! Einzig Herr von Kühlmann hat vor dem Reichstage einmal klare Worte für dies Programm gefunden. Es scheint aber, daß auch er die Spitze gegen das Angelsachsentum, die darin liegen muß, nicht scharf genug herausgeföhlt hat. Wahrscheinlich ist ihm deshalb, weil er gegen England nicht klar genug Front zu machen verstand, der große politische Erfolg, für den er Einsicht und Geschick offenbar mitbrachte, versagt geblieben.

Ohne moralische Eroberungen in Europa kann die deutsche Politik keinen dauernden Sieg erringen: auch das ist eine Erkenntnis, die bei uns ins Volk getragen werden mußte. Auf die Bajonette kann man sich bekanntlich nicht setzen. So lange nationale Zeitungen wunder wie weise sich vorkommen, wenn sie etwa schreiben: „Wann wird man endlich lernen, die belgische Frage ohne jede Rücksicht nach rein deutschen Interessen zu entscheiden!“, so lange steht es schlecht mit unserer politischen Befähigung, in Europa eine dauernde friedliche Ordnung zu begründen. Man begreife nur folgenden einfachen Gedankengang: Durch die Weltherrschaft der Angelsachsen ist das politische Schwergewicht der Welt im Be-

griff, von Europa auf überseeische Länder überzugehen. Wir sind die Leute, die dem Erdteil seine Weltstellung wahren wollen. Darum müssen wir erkennen, daß das europäische Interesse mit unserm Nationalinteresse mehr und mehr Hand in Hand geht. Daraus folgt aber, daß das nationale Pathos für unseren Kampf nicht mehr allein genügt: wir müssen das europäische zu Hilfe rufen. Und wir müssen uns klar sein, daß die Sache der kleineren europäischen Völker die unsere geworden ist. Denn es ist ganz zweifellos, daß sich ein friedlicher Zustand Europas nicht begründen läßt im Gegensatz zu den anderen europäischen Völkern. Es genügt also nicht, wenn wir uns über den Verrat der Tschechen entkräften und den österreichischen Staat auffordern, streng gegen sie einzuschreiten. Wir werden uns entschließen müssen, ihnen auch in irgend einer Weise gerecht zu werden. Und ebenso den anderen Völkern, mit denen wir zusammen leben müssen. Hier zeigen sich Berge von schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, aber derjenige, der ihr Vorhandensein wenigstens erkennt, ist ihrer Lösung immerhin schon näher, als wer sie mit billiger und auf die Dauer doch allemal unfruchtbarer Gewalt beiseite schieben will.

Schon früher habe ich den Gedanken mit Nachdruck vertreten, die politische Organisation Mitteleuropas sei unser wichtigstes Kriegsziel.*) Die Befreiung der russischen Randstaaten hat unsere Aufgabe nach dieser Richtung beträchtlich erweitert. Dies größere Mitteleuropa wird noch mehr als ein bloß deutsch-österreichisch-ungarischer Bund das Schwergewicht ganz Europas auf sich ziehen. Wahrscheinlich wird es auf Jahrzehnte hinaus unsere erste politische Aufgabe sein, die neue Einheit unter den Völkern populär zu machen und so die Organisation in den Herzen der Menschen zu verankern, die von ihr friedlich vereint bleiben sollen. Es kann daher, so sehr Festigkeit gegen alle unbilligen Ansprüche dieser Völker geboten ist, nicht unsere Sache sein, es dem extremen tschechischen oder polnischen oder sonst welchem Nationalismus an nationaler Stierköpfigkeit gleich zu tun. Man sagt ja, dem Deutschen mangle es immer noch an nationalem Selbstbewußtsein. Wo das der Fall ist, soll natürlich weiter an der nationalen Erziehung gearbeitet werden. Andererseits aber ist nationale Einseitigkeit und Rabiathheit gegenüber den politischen Aufgaben, zu denen heute ein so großes Volk wie unser deutsches berufen ist, schon kein Vorzug mehr.

Der gebildete deutsche Mann betrachtet es mit Recht als Ehrensache, gut nationale Gesinnung bei sich zu pflegen. Und da er im Kriege dem Offizierkorps meist entweder selbst zugehört oder doch in häufiger gesellschaftlicher Berührung mit Offizieren steht, so ist er gewöhnt oder gern bereit, militärische Anschauungen über die politischen Dinge besonders hoch zu bewerten. Der Engländer, der bis zum Kriege nicht Militarist zu sein brauchte und bei dem das nationale Bewußtsein seit Jahrhunderten eine Selbstverständlichkeit war, denkt im politischen Leben weit mehr aus rein politischen Gesichtspunkten heraus. Er ist politisch voraussetzungsloser, während der deutsche Patriot immer meint, nur solche politische Richtungen verfolgen zu dürfen, die aus seinen militärischen und nationalen Wertüberzeugungen herauskommen. Militärische und nationale Gesinnungstüchtigkeit machen aber allein noch durchaus nicht die rechte politische Einsicht aus, die unser Volk gegenüber den Aufgaben, die ihm jetzt in der europäischen Politik gestellt sind, vor allen Dingen braucht. Echte politische Klarheit im Volke zu verbreiten, ist das dringendste Bedürfnis des fünften Kriegsjahres, denn weder die militärische Autorität noch der vielfach erlahmte patriotische Schwung dürften für sich allein imstande sein, das Durchhalten zu sichern und Kräfte zu erwecken für die kommenden politischen Aufgaben. Es genügt nicht, wenn man uns sagt, Hindenburg werde es verstehen, uns die wirtschaftliche Freiheit wieder zu erringen und sie militärisch für die Zukunft zu sichern. Wir wollen große politische Ziele sehen. Deutschland soll auch für neue Gedanken im politischen Aufbau der Welt kämpfen, wie sie die Angelsachsen auf

*) „Grenzboten“ 1917 Nr. 43

ihre Fahne zu schreiben verstehen. Es ist keine politische Weisheit, wenn jemand glaubt, Blut und Eisen seien die einzigen Requisiten einer guten Politik. Gewiß, sie gehören dazu, und Bismarck verstand sie zu handhaben. Aber er konnte noch mehr, und es ist die Frage, ob er in der heutigen Politik gerade die Kürassierstiefel anzöge!



Wandlungen des historischen Interesses

Von Dr. Richard Müller-freienfels



Wenn man den Forschungsbetrieb der Geisteswissenschaften, so wie er sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, auf seine tiefsten Antriebe und Methoden hin prüft, so wird man nicht verkennen, daß eine tiefgehende Wandlung langsam, wenig bemerkt vielfach, aber dennoch mit unfehlbarer Sicherheit stattgefunden hat. Noch immer erscheint die „Geschichte“ als die typische Form der Geisteswissenschaften, noch immer werden die Tatsachen der Literatur, der Kunst, der Politik, der Religion, kurz aller Gebiete des Kulturlebens am Faden des historischen Nacheinander aufgereiht. Und doch läßt sich zeigen, daß das Forschungsinteresse, das wir heute diesen Tatsachen entgegenbringen, kein spezifisch historisches mehr ist; es läßt sich auch beweisen, daß die Fragestellung des neuesten Forschungsbetriebs der Geisteswissenschaften dem spezifisch historischen direkt entgegengesetzt ist.

* * *

Suchen wir kurz darzulegen, was überhaupt das Wesen der historischen Forschung ausmacht! Alle Geschichte beginnt damit, daß die Erinnerung an Geschehnisse, die als etwas Besonderes, Außergewöhnliches, in irgendeinem Sinne Bedeutendes galten, wachgehalten wurde. Im weiteren Verlauf kam man zu immer ausgedehnterer Sammlung von solchen Tatsachen; nicht nur, was für den einzelnen oder seine Gruppe bedeutsam war, wurde festgehalten: der Trieb, besondere und merkwürdige Tatsachen zu sammeln, wird etwas Selbständiges und Eigenwertiges; überall her sucht man solche Tatsachen zusammen und stapelt sie auf. Indessen stellte sich diesen Massen gegenüber ein Bedürfnis der Ordnung ein, und man fand ein Ordnungsprinzip in der zeitlichen Aufeinanderfolge. Indem man einen möglichst einheitlichen Zusammenhang mit ursächlicher Verknüpfung aufsuchte, wurde die Erzählung von Geschichten zur Wissenschaft der Geschichte. Indessen damit begnügte man sich nicht; man wollte das Nacheinander als eine sinnvolle Aufeinanderfolge begreifen: entweder man sah darin das Walten der Vorsehung oder die Verwirklichung bestimmter Ideen (etwa der der Freiheit) oder neuerdings, nachdem alles Teleologische in Verruf gekommen war, wurde der Begriff der Entwicklung vorherrschend. Das bloße Nacheinander schien nicht zu genügen, man wollte ein Höher- und Besserwerden in irgendeinem Sinne aufzeigen. Zugleich aber sah man ein, daß die Geschichte als Ablauf einer isolierten Reihe auf Einzelgebieten etwas Unvollkommenes ist. Man suchte Fühlung und Verknüpfung zwischen den verschiedenen Gebieten. Man isolierte nicht mehr die Kriegs- und politische Geschichte, sondern setzte sie in innere Beziehungen zur wirtschaftlichen, zur sozialen, zur Geistesgeschichte. Ja, es gewinnen diese Beziehungen des Nebeneinander immer mehr an Nachdruck, man glaubt nicht mehr an eine immanente, isolierbare Kausalität zwischen den Tatsachen, sondern sucht einen tieferen Boden, aus dem alle die verschiedenen Tatsachen erwachsen.

* * *